

# DIE KÖNIGIN DES WALDES

Ein höchst eigenümlicher Baum ist das Wahrzeichen von Madagaskar, der riesigen Insel im Osten Afrikas. Der *Baobab*, bis zu tausend Jahre alt und so schwer wie ein Airbus A-380, ist nicht nur eines der mächtigsten Gewächse der Erde. In seinem Inneren wohnen auch die Geister, welche die Madagassen seit jeher prägen.

Text: Michael Stührenberg  
Fotos: Pascal Maitre



## GIGANTEN, KAUM ZU FASSEN

Die Maßeinheit für besonders stattliche Baobab auf Madagaskar ist seit jeher die Anzahl von Männern, die nötig sind, um den Stamm mit ausgebreiteten Armen zu umschließen. Bei dem Exemplar links im Wald von Kirindy waren es zwölf.

Diese Seite: Gelegentlich dienen hohle Baobab-Stämme als Unterschlupf für Bauern und Hirten. Letztere treiben für die Nacht auch gern ihre Herden ins Innere der Bäume, um sie vor Dieben zu schützen. Die Fenster und Türen dieser Behelfs-Behausungen stammen von Menschenhand.





**Adansonia grandidieri**  
in Bekonazy: Nur  
in der Regenzeit sind die  
Wipfel der Bäume grün.

WER HÄTTE GEDACHT, dass Bekonazy, ein Hüttdorf im Westen Madagaskars, einmal so berühmt werden würde? Wenn auch nicht unter seinem eigenen, für touristische Ohren unschön klingenden Namen. Reiseveranstalter ziehen es vor, den Ort als die „Baobab-Allee von Morondava“ anzupreisen. Dabei liegt diese Stadt am Kanal von Mosambik, 20 Kilometer von Bekonazy entfernt. Aber so ist es nun einmal: Wem in Tokio oder Toronto der Sinn nach „Affenbrotbäumen“ steht, der fliegt mit Air Madagascar nach Morondava, checkt im Hotel „Baobab-Café“ ein und hat dann nur noch ein Ziel: Bloß nicht den Sonnenuntergang im Busch bei Bekonazy verpassen!

Da stehen wir nun auf einer Wiese neben strohgedeckten Hütten. Drei Dutzend Baobab-Touristen, die meisten Japaner, aufgereiht in bewegungsloser Pose wie für eine Ballett-Choreografie, alle Blicke und Teleobjektive nach Westen gerichtet. Denn dort, wo vor wenigen Minuten die Sonne abgetaucht ist, glüht ihr Feuer jetzt nach – als ein rosafarbener Horizontstreifen, der in eine breitere Farbschicht von der Tönung unausgereifter Honigmelonen übergeht, die sich ihrerseits zum Zenit hin in einem dünnen Hellblau auflöst.

Es ist Bekonazys magische Stunde. Jeden Abend um halb sieben klicken hier die Canon- und Nikon-Auslöser im Stakkato-Rhythmus. Wenn sich auf himmlischem Hintergrund die Silhouetten der *Adansonia grandidieri* abzeichnen. Sie sind die größten aller Baobabs: glatte Stämme ohne Äste, in Jahrhunderten zu mächtigen Säulen gewachsen. In 30 Meter Höhe enden sie in erstaunlich kleinen Wipfeln, die während der Trockenzeit – von Mai bis Oktober – blätterlos sind. Dann sehen diese kahlen Kronen aus wie Wurzeln. Sehen die Baobabs aus, als stünden sie Kopf.

Eigentlich sollten Touristen nur in Begleitung von Kindern nach Bekonazy kommen. Als ich vor 20 Jahren auf dieser Wiese stand, fragte mich meine Tochter nach der „Bedeutung“ dieses Ortes. War es für die damals Siebenjährige doch völlig unvorstellbar, die Baobab-Allee könnte nicht die Antwort auf ein großes Rätsel in sich bergen. Selbst Erwachsenen können solche Gedanken kommen. Etwa, wenn sie die Perfektion dieser

Bäume mit jener menschlichen Unvollkommenheit vergleichen, die aus der zerfurchten Staubpiste zu ihren Füßen spricht. Straßenkarten weisen den Weg als *Route Nationale 8* aus. Er dient hauptsächlich dem Verkehr von Ochsenkarren.



„Was bedeuten diese Baobabs?“, frage ich einen Greis, der sich gerade am Küchenfeuer vor seiner Hütte niederlässt. Er heißt Mosa, besitzt eine Herde Zebu-Rinder, zwei Gemüsefelder und einen aus Stöcken gebastelten Stand am Pistenrand, wo seine Kinder Tag für Tag das Souvenir von Bekonazy feilbieten: aus Palisanderholz geschnitzte Mini-Baobabs.

„Baobabs bringen uns *Vazaha*“, sagt Mosa. Hmm. *Vazaha*, ursprünglich das madagassische Wort für Pirat, bezeichnet heute jede Art von hellhäutigen Fremden. Diese liegen nicht mehr, wie es in dem alten Pfadfinderlied hieß, mit der Pest an Bord vor Madagaskar, sondern landen in organisierten Reisegruppen an der Westküste, in den Taschen Devisen statt Glasperlen. 20.000 Touristen pro Jahr besuchen Bekonazy, Tendenz steigend. Die Baobab-Allee ist nun offiziell „nationales Erbe“; ihr Abbild schmückt Geldscheine und Briefmarken, als Ausdruck des Madagassischen schlechthin. Und wer weiß, wie viele Baobab-Bäumchen aus Bekonazy schon weltweit Kaminsimse zieren, fast gleichberechtigt neben Pariser Eiffeltürmchen und New Yorker Freiheitsstatuen? →

**Madagaskars wilder Westen: Die Gegend ist ziemlich einsam. In dem Dorf Manja etwa hält kaum jemand an.**

An dieser Stelle ein Rat an alle deutschsprachigen *Vazaha*: Sprechen Sie nie von madagassischen „Affenbrotbäumen“! Ihr wissenschaftlicher Name *Adansonia* erinnert an den französischen Botaniker Michel Adanson, der diesen Baum im 18. Jahrhundert als eine Spezies beschrieb, deren Frucht Affen entzückt. Jedoch in Senegal! In Madagaskar hingegen, wo die Evolution mit Vorliebe andere Wege beschreitet, gibt es keine Affen. Statt dessen tummeln sich hier 101 Arten von Lemuren.

Und nicht eine von ihnen verzehrt das „Brot“ von *Adansonia*.

Noch etwas: Jener senegalische Baum war ein *Adansonia digitata* – eine Spezies, die in der ganzen afrikanischen Savanne verbreitet ist und sich auch in Madagaskar finden lässt. Was man hin-

gegen woanders vergeblich sucht, sind sechs weitere *Adansonia*-Arten, die zur endemischen Flora der Rieseninsel im Indischen Ozean zählen. Pedanten verweisen gern auf eine achte Baobab-Art. Auf die einzige, die es auf Madagaskar nicht gebe. Stimmt, der *Adansonia gibbosa* – eine kleinwüchsige Art, selten größer als zehn Meter – wächst nur im Norden von Australien. Was nichts an der Endabrechnung ändert: Wollte man dem Baobab eine „Heimat“ zuordnen, käme nur Madagaskar in Frage.

Am besten also, man vergisst den deutschen „Affenbrotbaum“. Oder bewahrt sich den Namen auf für jenes von Saint-Exupéry gezeichnete Exemplar, dessen Wurzeln den Planeten des Kleinen Prinzen umschlingen. Nicht-literarische *Adansonia*-Exemplare jedoch sollten in der Umgangssprache „Baobab“ heißen. Auch wenn der ursprüngliche Sinn dieses arabischen Namens etwas enttäuschend wirkt. *Bu hibab* bedeutet „Frucht mit vielen Kernen“. Als gäbe es über diesen fantastischen Baum nichts Interessanteres zu sagen!

Zum Beispiel, dass *Imbolo*, der madagassische Adam, seine Eva eigenhändig aus dem Holz dieses Baumes geschnitzt hat! Oder dass *Zanahary*, Madagaskars Schöpfergott, extrem schlecht auf den Baobab zu sprechen ist. Warum? Weil niemand ewige

Nörgler ausstehen kann, am wenigsten Gott. Anfangs hat Zanahary, so die Legende, den Baobab von allen Bäumen am meisten geliebt und ihm den besten Platz im Wald zugewiesen. Allerdings handelte es sich dabei um den Regenwald an der madagassischen Ostküste. Und der Baobab hasst nichts mehr als Feuchtigkeit!

Zanahary aber scherte sich wenig um Klimafragen. An einem jener Urzeitabende hatte Er die Baobab-Beschwerden über das angeblich schlechte Wetter im Paradies satt, riss den Baum aus dem Boden und warf ihn mit göttlichem Schwung der untergehenden Sonne nach. Wie ein Speer flog der erste *Adansonia grandieri* über Madagaskar hinweg, vom Monsun-Ufer im Osten zum trockenen Westufer am Kanal von Mosambik. Als sich seine Flugbahn endlich senkte, die üppige Baumkrone voraus wie beim Kopsprung, da ahnte der Baobab schon, dass er die Welt fortan mit anderen Augen sehen würde. Wenn überhaupt. Denn beim Einschlag wurde es dunkel um seinen Kopf. Und so blieb es auch. Soweit dieses traurige Kapitel der madagassischen Genesis.

Gut, manche bestreiten Gottes Verantwortung in dieser Sache. „Die Formen des Baobabs sind das Ergebnis von Evolution“, sagt Pascal Dantchu. „Von Anpassung, um zu überleben. Schauen Sie sich nur *Adansonia rubrostipa* an. Ein Baum, der aussieht wie eine Flasche. Als wollte er damit die Kernkompetenz aller Baobabs hervorheben: geniale Regulierung des Wasserhaushaltes.“

Der Botaniker aus Orléans, der heute das madagassische Regionalbüro des französischen Agrar-Forschungsinstituts CIRAD in Antananarivo leitet, gilt als erfahrener *Adansonia*-Experte. Er weiß nützliche Dinge wie: „Der Vitamin C-Anteil in der Baobab-Frucht ist sechs Mal höher als in Orangen.“ Und verrückte Dinge wie: „Ein ausgewachsener *Grandieri* wiegt so viel wie ein Airbus A-380!“ Wobei natürlich auch das wieder mit dem Wasserhaushalt zu tun hat: In der Regenzeit saugt der Baobab bis zu 140.000 Liter Wasser auf. Diese enormen Flüssigkeitsmengen speichert er in den Fasern des Stammes. Steigt sein Wasserbedarf – etwa durch neuen Blätterwuchs gegen Ende der Trockenzeit – zapft der Baum den kolossalen Schwamm in seinem Innern an.

→



1: Umgestürzter Baobab im Wald von Kirindy: „Keiner von uns hätte gewagt, ihn anzurühren. Nur Gott konnte ihn umwerfen.“

2: Hausbau: Alle Dächer und Wände der Hütten in Kirindy bestehen aus den getrockneten Lamellen des Baobab.

3: Fischer vor der Westküste Madagaskars: Die Männer vom Vol der Vezo haben hier oft mit starken Winden zu kämpfen.

4: Party in Kirindy: Eine erfolgreiche Geisterausstreibung endet stets mit einer ausgelassenen Feier für das ganze Dorf.



Afrika  
Madagaskar  
Bekonazy



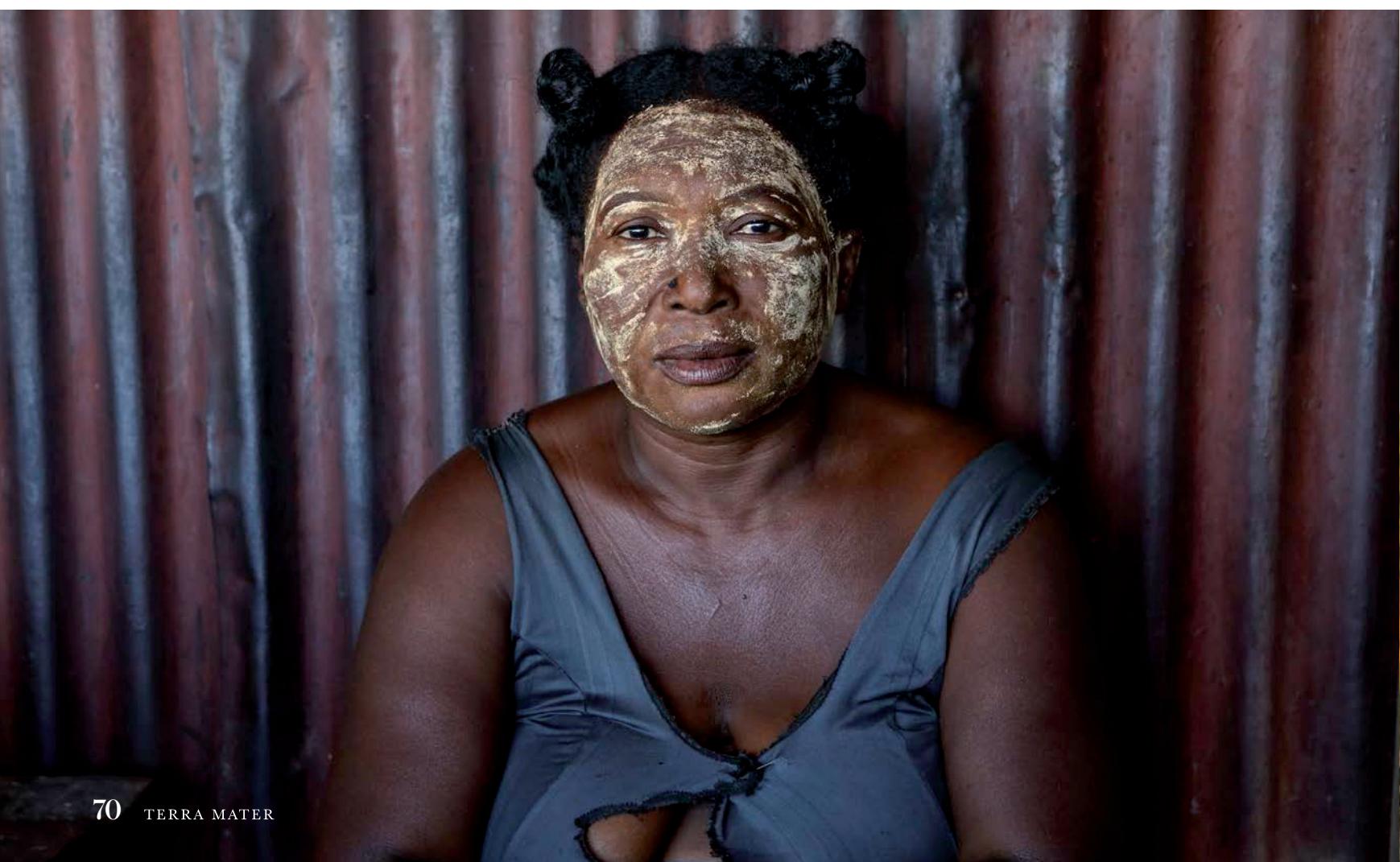
▲ Baobab-Rinde für den Verkauf am Markt:  
Man flieht daraus Stricke für Zebu-Gespanne.

▼ Make-up: Die Maske aus zerriebener  
Rinde soll gegen Sonne und Wind schützen.



▲ Sonnenuntergang in der Baobab-Allee:  
Bloß nicht die magische Stunde verpassen!

▼ Zebu-Karren: noch immer das mit  
Abstand verbreitetste Fortbewegungsmittel.





Geht es um Baobabs, brodeln in Danthu Ströme der Leidenschaft: „Kennen Sie die Verführungskünste des *Adansonia perrieri*?“ Diese Spezies sei die seltenste unter den acht Baobab-Arten. Es gibt sie nur in schwer zugänglichen Wäldern im Norden Madagaskars. Um dorthin gelangen, rüstete Pascal Danthu im April 2011 eine Expedition aus, der sich fünf weitere Botaniker anschlossen. Ihr Ziel: „Wir wollten die Bestäubung von Perrieri-Blüten live miterleben.“

Kompliziert war das Vorhaben deshalb, weil besagte Blüten sich nur nachts öffnen, und zwar in 25 Meter Höhe. Mit Hilfe von Hochseilen gelang es den in Gruppen aufgeteilten Botanikern, die Kronen von drei Bäumen zu besetzen und sich durch Zurufe über das jeweilige Geschehen am Laufenden zu halten. „So fanden wir heraus, dass sich alle Blüten im selben Augenblick öffneten“, sagt Danthu. „Wie durch ein Wunder!“

Gleichzeitig verbreitete sich ein süßer Duft und lockte Schwärme von Nachtfaltern zu den Blüten. Auch dieser Schwärmer hat eine außergewöhnliche Geschichte. Seinem Namen *Xanthopan morganii* wurde zu Anfang des 20. Jahrhunderts noch *praedicta* hinzugefügt. Weil seine Existenz von Charles Darwin „vorausgesagt“ worden war, im Jahre 1862. Eine madagassische Orchidee namens *Angraecum sesquipedale* hatte damals Aufsehen unter Europas Naturwissenschaftlern erregt. Ihre Blüte weist einen 40 Zentimeter langen Lippen-sporn auf, in dessen unterstem Teil der Nektar produziert wird. Folglich müsse es auf Madagaskar einen Schmetterling geben, der diese Blüte mit einem extrem langen Saugrüssel bestäube, hatte Darwin völlig richtig behauptet und dafür den Spott einiger Kollegen geerntet.

„Und in jener Nacht“, schwärmt Pascal Danthu, „in der *nuit d'amour des baobabs*, da war es Darwins legendärer Falter, der vor unseren Augen die Blüten des *Adansonia Perrieri* bestäubte!“

Auch Madagassen verehren den Baobab, nennen ihn *Reniala*, „Königin des Waldes“. Nur halten sie absolut nichts von Naturschutz. Das Erste, was ich vom Dorf Kirindy sehe, ist ein Haufen Hütten jenseits einer Wand aus Feuer und Rauch. Die Ortschaft liegt 60 Kilometer vom „Baobab-Café“ entfernt. Touristen verirren sich selten hierher, dazu ist die Piste, eine „Nebenstraße“ der *Route Nationale 8*, zu miserabel. Auch schreckt die Umgebung des Dorfes Besucher eher ab. Überall verbrannte Erde, wie nach einem Krieg. Schwelender Qualm beißt in den Augen, Flammen züngeln neben dem Pfad, der vom Ende der Piste zu den 300 Meter entfernten Hütten führt.

Die Szene mutet an wie eine Allegorie der madagassischen Geschichte. Lange Zeit war die Insel, die sich vor 160 Millionen Jahren vom afri-

kanischen Kontinent löste, ein einziger Wald ohne Menschen. Wahrscheinlich gegen Anfang unserer Zeitrechnung kamen erste Siedler mit Auslegerbooten aus Borneo. Sie betrieben Landwirtschaft durch Brandrodung. Um das Jahr 1000 kamen Migranten aus Ostafrika, und mit ihnen kam das Zebu-Rind. Seither sind sich Bauern und Viehzüchter in einem einig: Jedes Jahr vor Beginn der Regenzeit muss die Insel ordentlich abgefackelt werden! Auf dass die Asche von Büschen und Bäumen den ausgemergelten Boden düngt für noch mehr Felder und Weiden. Von Madagaskars ursprünglichem Wald, vermuten Wissenschaftler, existieren noch gerade einmal vier Prozent.

Als bedroht gilt daher auch das Überleben der Baobabs. Alle madagassischen *Adansonia*-Arten stehen auf der von der Weltnaturschutzunion IUCN geführten Roten Liste gefährdeter Arten. Am schlimmsten steht es demnach um den emb-

## In einem sind sich die Madagassen einig: Jedes Jahr vor der Regenzeit muss die Insel abgefackelt werden.

lematischen *Adansonia grandiflora*. Dessen Restbestände wurden vor kurzem noch auf 50.000 Exemplare geschätzt. Bis jemand die Riesen anhand von Satellitenfotos zählte und zu dem erstaunlichen Ergebnis gelangte, dass derzeit noch drei Millionen *Grandiflora* ihre „Wurzeln“ in den Himmel über Madagaskar strecken.

Zum Glück. Denn wie sollten die Menschen in Kirindy ohne diesen Baum auskommen? Tarike, von Beruf *Ombiasa* – Hexer und Heiler –, führt uns durch den Ort. Elf Familien leben hier. Ohne Strom, ohne fließend Wasser. Kirindy gehört zu den ärmeren Dörfern in einem der ärmsten Länder der Welt. In den Hütten weder Tische noch Betten, nur Schlaflager auf ebener Erde. „Wir haben Baobabs“, sagt Tarike wie zum Trost. Tatsächlich sind alle Dächer und Wände von Kirindy aus getrockneten Lamellen des *Adansonia grandiflora*.

Ein Baobab-Dorf! Geboren aus einem angrenzenden Wald, über den sich die Kronen von mindestens 70 *Grandiflora* erheben. Auf einer Lichung liegen zwei gigantische Stämme. Der eine ähnelt der angeschwemmten Leiche eines Pottwals. Sein Stamm ist noch frisch. „Wir haben ihn nicht gefällt“, behauptet Tarike. „Schau, seine Wurzeln sind verfault. Der ist neulich einfach umgefallen.“

Ein helles Rechteck im Grau der Rinde markiert die Stelle, wo zwei Männer mit Handbeilen eine Schicht Rinde aus dem Stamm schneiden. Das derart gewonnene Rohmaterial wird in dünne Fasern zerlegt und zu Stricken verwoben, die sowohl für den Hüttenbau als auch für Zebu-Gespanne dienen.

Der andere Baobab ist eine Bau stelle für ein Dutzend Dörfler. Ein Bild wie aus menschlichen Urzeiten. Als würden da nomadische Jäger einen Mammut ausweiden, mit Beilen, Äxten, Messern. Ein säuerlicher Geruch erfüllt die Luft. Er stammt von *Voroke*, den im Baobab-Bauch „abgebaute“ Lamellen. Die Männer legen sie zum Trocknen auf dem Waldboden aus. Gelegentlich kommt ein Ochsenkarren, um eine Fuhr ins Dorf zu bringen.

„Eure Hütten sind doch schon fertig“, sage ich. Tarike versteht, worauf ich hinaus will: „Wir verkaufen die *Voroke* an andere Dörfer. Auch diesen Baum hier haben wir nicht gefällt!“ Er spürt meine Zweifel, des *Vazahas* Freude am Beleben und Besserwissen. „Keiner von uns hätte gewagt, einen *Zomba* anzurühren“, betont Tarike. „Nur Zanahary konnte diesen heiligen Baum umwerfen.“

Madagassen, möchte ich an dieser Stelle einfügen, sind für uns Europäer schwer zu begreifen. Besonders, wenn es um Religion geht. Wie katholisch oder protestantisch sich die Bewohner dieser Insel auch bekennen mögen, der Kern ihres Glaubens bleibt der Ahnenkult. Der Grund dafür liegt in der Unbegreiflichkeit Gottes. Zanahary steht einfach zu hoch über dem irdischen Ge-



1: Interieur einer Hütte in Kirindy: keine Tische, keine Betten, nur Schlaf-lager auf dem Boden.

2: Brandrodung: Die Asche von Büschen und Bäumen soll den Boden düngen.

3: Geister-beschwörung im Wald: „Woher kommst du? Wer hat dich zu uns eingeladen?“

4: Strohhütten bei der Baobab-Allee von Bekonazy: Mini-Baobabs als Souvenir.



1



2

schehen. „Wollte man zu ihm aufsteigen“, lehrt ein Sprichwort, „würde einem dabei nur schwindelig.“ Kein Lebender kann *Ihn* verstehen. Nur die Ahnen können das. Zu diesem Zweck füllen sie die Leere zwischen Himmel und Erde. Als Vermittler.

Haben also die Leute von Kindiry ein Problem, legen die Geister ihrer Ahnen bei Zanahary ein Wort für sie ein. Sie argumentieren, feilschen, und gewinnen fast immer, denn auch Gott hat ein Herz – zumindest für die Ahnen. Dies erklärt die Wichtigkeit eines *Ombiasa* wie Tarike: Nur ein Hexer in Trance-Zustand kann Verbindung zu den Geistern aufnehmen, vorzugsweise zu Füßen seines *Zomba*, eines heiligen Baumes, in dem Ahnen sich wohl fühlen können. Und welches Geäst könnte einem madagassischen Geist wohl anheimelnder erscheinen als das eines *Adansonia grandieri*, den er wahrscheinlich schon zu Lebzeiten gekannt hat. Das Durchschnittsalter der Baobabs im Wald von Kirindy beträgt 700 bis 800 Jahre. Alt genug also, um etliche Generationen von Ahnen mit den elf Familien des Dorfes zu verbinden.

So gesehen ist Tarikes Geschichte durchaus glaubwürdig: „Früher waren wir zwei *Ombiasa*

im Dorf. Und dieser Baobab hier war der *Zomba* meines Kollegen. Im vergangenen Dezember ist er plötzlich gestorben, ohne vorher einen Nachfolger als Besitzer des heiligen Baumes zu bestimmen. Deshalb blieb Zanahary nichts anderes übrig, als auch den *Zomba* zu vernichten. Sieben Tage nach dem Tod seines *Ombiasa* fiel der Baobab tot um.“

Nun gehört Hexer nicht zu den Jobs, die man sich aussuchen kann, nicht einmal in Madagaskar. Früher war Tarike Bauer und Zebu-Züchter, wie alle anderen im Dorf. Vor zehn Jahren wurde er krank. Nichts schien zu helfen, weder Heilkräuter noch die guten Ratschläge der Nachbarn. Also kam der *Ombiasa* und diagnostizierte im Innern des Kranken einen Geist. Mithilfe von Beschwörungen und Drohungen zwang der Hexer den Geist dazu, den fiebernden Körper von Tarike zu verlassen und seinen Namen zu nennen: Ngahibe.

Damit war der Geist gezähmt – und kann Tarike, seither selbst anerkannter Hexer und Heiler in Kirindy, als medizinischer Berater zur Seite stehen. Wie so etwas in der Praxis aussieht, erfahren wir zwei Tage später. Treffpunkt am Nachmittag im Baobab-Wald, zu Füßen von Tarikes *Zomba*.

Die Geisterbeschwörung beginnt wie eine Party. Ein alter Rekorder spielt madagassische Schlagermusik, eine üppige Frau tanzt solo, eine Schar von Dörflein sitzt auf dem Waldboden, die Blicke erwartungsvoll auf Tarike gerichtet, der seinen Baum gerade mit „heiligem“ Wasser bespritzt. Heilig? „Mit Parfüm und Rum gemischt!“, brüllt ein Nachbar in mein Ohr.

So vergehen Augenblicke, eine ganze Menge sogar, ohne dass mir jener eine aufgefallen wäre, in dem Tarike aufhört hätte, Tarike zu sein, um seine fleischliche Hülle dem Geist Ngahibe zu liehen. Aus dem Rekorder schallt es nun auf Französisch: *Maladie d'amour, maladie de la jeunesse ...*

Die Patientin, eine besessene junge Frau, trägt weiße Creme-Tupfer im Gesicht. Stumm sitzt sie vor dem Baobab und zittert, zunächst im Rhythmus der Musik, dann den Zuckungen des widerspenstigen Geistes in ihr folgend. Bis sich der *Ombiasa* in ihrem Rücken aufbäumt und schreit: „Woher kommst du? Wer hat dich zu uns eingeladen? Nenne deinen Namen!“

Bestimmt wird es schaffen, auch diesen Geist auszutreiben. Mich fasziniert indes am meisten

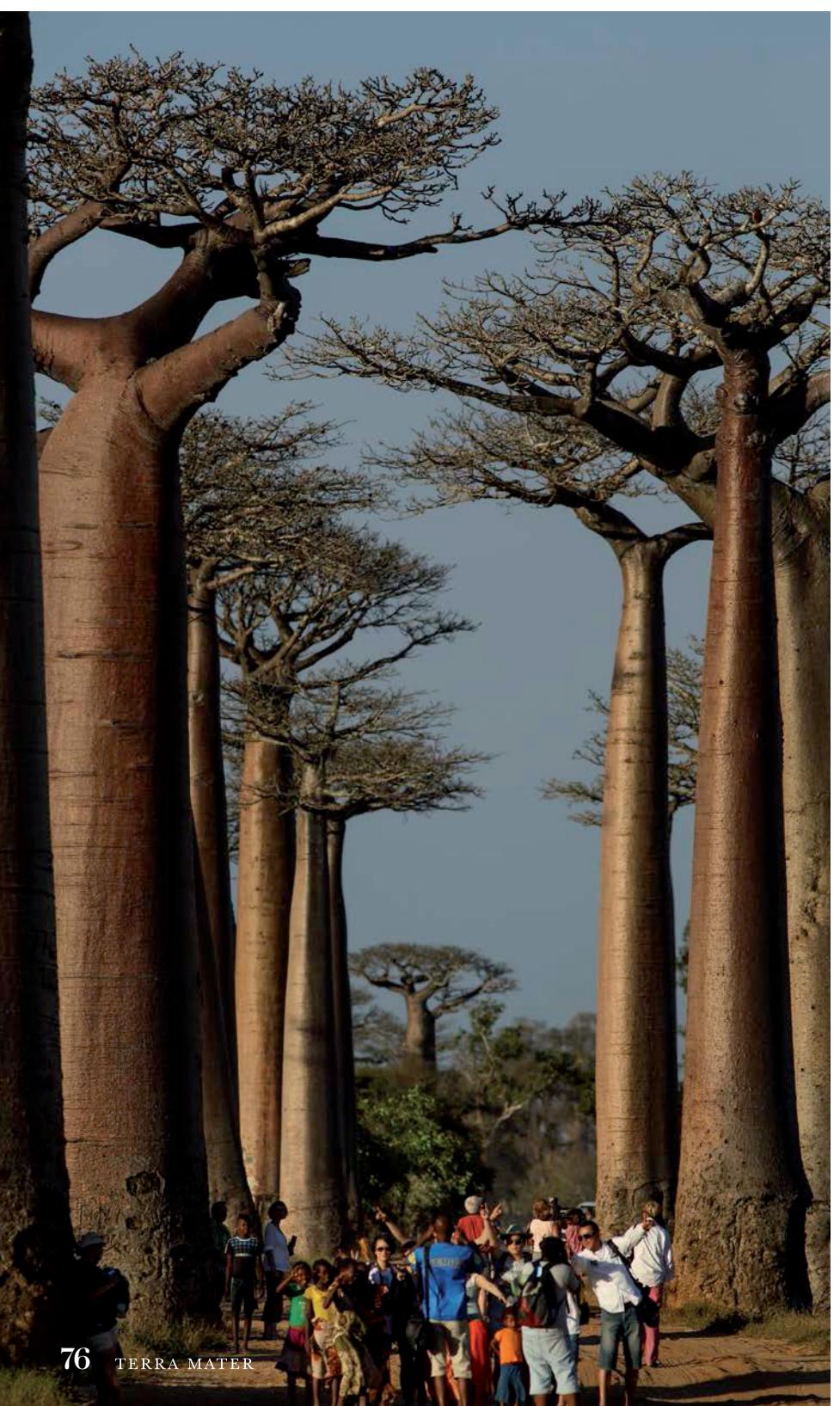
sein *Zomba*. Ein enormer Baobab, wirklich beeindruckend. Wie ein unbezwingbarer Bergfried strotzt er neben uns Menschlein. Welchen Umfang kann so ein *Grandidieri* wohl erreichen? Gibt es eine Rangliste der dicksten Baobabs?

Wieder in Morondava, reiche ich meine Frage an Alphonse Ratovoson weiter. Der Geschichtslehrer im Ruhestand gilt als Experte für Geschichten aller Art. „Im Laufe der Zeit“, sagt er, „tauchen immer wieder außergewöhnliche Baobabs in unserem Bewusstsein auf. Hier in Morondava hatten wir einen *Grandidieri*, von dem es hieß, er sei 1.025 Jahre alt und 45 Meter hoch. Obwohl niemand auf die Idee gekommen wäre, ihn zu messen oder sein Alter mit wissenschaftlichen Methoden zu bestimmen. Immerhin errichtete die Armee ein Camp um diesen Baobab und benutzte ihn als Aussichtsturm. Bis der Baum von einem Zyklon entwurzelt wurde. Das war 2008, glaube ich.“

Und wie steht es mit der Rangliste der Dicken? Der alte Herr nickt: Ja, es gebe sie, wenn auch nur inoffiziell. Drei Baobabs würden den Titel des Weltmeisters für sich beanspruchen, und alle drei stünden im Westen von Madagaskar: „Einer →

**1: Grandidieri-Gruppe bei Ampa-nonga: Ein Baum nimmt in der Regenzeit bis zu 140.000 Liter Wasser auf.**

**2: Verarbeitung eines gefallenen Riesen: Als würden nomadische Jäger einen erlegten Mammut ausweiden.**



von ihnen ist der *Adansonia digitata* in Mahajanga.“ Ach, den kenne ich schon. Die Hafenstadt Mahajanga liegt nördlich von Morondava. Der besagte Baobab bildet dort den Mittelpunkt eines Kreisverkehrs, man kann ihn also gar nicht verfehlten.

„Die beiden anderen Kandidaten“, fährt Ratovoson fort, „stehen im Busch südlich von Morondava. Fahren Sie zuerst nach dem Dorf Ankevo, fragen Sie dort nach dem Baobab *Tsiarapioky*!“ Ein Baum mit eigenem Namen? „Er bedeutet: „Man hört nicht pfeifen“, übersetzt der Experte für Geschichten.

Am nächsten Morgen machen wir uns auf den Weg. Die Piste nach Süden, eine weitere *Roue nationale*, erfordert Zeit und Hingabe. Zunächst bleiben wir einige Male in tiefem Sand stecken, später bescheren uns spitze Steine zwei platten Reifen. Unser Fahrer kennt den *Grandidieri*, den wir suchen, schon. Dessen Name, glaubt er, habe einen einfachen Grund: „Der Baum ist so dick, dass man jemanden, der auf der gegenüberliegenden Seite pfeift, nicht hören kann.“ Allerdings gebe es auch noch eine andere Erklärung. Ihr zufolge habe es noch niemand geschafft, diesen Baobab zu umrunden und dabei in einem einzigen Atemzug ununterbrochen zu pfeifen: „Jedem, der es versucht, geht vor Beendigung einer vollen Umrundung die Luft aus.“

Das sind interessante Messeinheiten. Im Dorf Ankevo treffen wir die Familie des Baobab-Besitzers. Da der Vater nicht zu Hause ist, führt uns der Sohn zum Baum. Wir plaudern. Zu Großvaters Zeiten, erklärt der junge Mann, sei *Tsiarapioky* ein *Zomba* gewesen. Heute hingegen sei er nur noch ein Denkmal: „Zwar wohnen noch immer Geister in dem Baum. Aber sie kommen nicht mehr heraus, wenn man sie ruft.“

Unser Führer geht vor dem mächtigen Stamm in die Hocke, streckt seine geöffneten Hände nach vorn und ruft: „Höret ihr Geister, wir kommen in Frieden. Ich bin der Sohn von Volagny, dem Besitzer des ...“

Aber da kommt der alte Mann selbst herbeigelaufen, auf dürren nackten Beinchen durch den dornigen Busch. Er nimmt den Platz sei- →

**Baobab-Allee von Morondava:**  
Der Touristenmagnet an der Westküste  
Madagaskars zieht jedes Jahr  
20.000 Reisende aus alle Welt an.



**Hütte in Kirindy:**  
In nur noch wenigen  
Dörfern in Madagaskar leben die Menschen derart in Ein- klang mit ihrer Umgebung wie hier.

nes zurückweichenden Sohnes ein, pfeift laut auf zwei Fingern und trägt, während er mit deutlicher Kopfbewegung auf den Fotografen Pascal Maitre weist, einem wohl für den örtlichen Tourismus zuständigen Geist sein Anliegen vor: „Lass den *Vazaha* seine Arbeit machen!“

„Warum“, frage ich, „heißt dein Baum „Man hört nicht pfeifen“?“ Volagny steckt sich unsere Geldscheine in die Tasche und lächelt stolz: „Weil ich der Einzige bin, auf den der Geist in diesem Baum hört. Andere können hier pfeifen, so viel sie wollen, niemand kommt!“ Schon beachtlich: Dieser Mann pfeift einen Geist herbei wie andere ihren Hund!

Madagaskars dicksten Baobab treffen wir am nächsten Tag im Busch bei Morombé. „Sein Umfang beträgt 28 Meter und 87 Zentimeter“, behauptet der Besitzer, der gerade eine Gruppe von japanischen Touristen um den Baum herumführt. „Er ist 1.900 Jahre alt und heißt *Tsitakakoike*. Das bedeutet: „Man hört dich nicht rufen.“ Ich verzichtete darauf, nach dem Grund für den Namen zu fragen. Weiß ich doch nun mit Sicherheit, dass der Rekordhalter kein Madagasse ist. In Modjadiskloof, in der südafrikanischen Provinz Limpopo, steht nämlich ein *Digitata* mit einem Umfang von 47 Metern! Ich nehme an, er ist vom selben Schlag wie jene, die den Planeten des Kleinen Prinzen zu erdrücken drohen. Im hohlen Stamm des Weltmeisters, werben Touristenführer, hat sein Besitzer eine Bar eingerichtet.

Je weiter wir nach Süden kommen, umso kürzer werden die *Grandidieri* am Rand der madagassischen Nationalstraße. Keiner von ihnen ähnelt mehr den „Königinnen des Waldes“ in der Baobab-Allee von Morondava. Vielmehr sehen sie aus wie die verrunzelten Köpfe uralter Riesen mit extravaganten Frisuren. Dafür gebe es drei Gründe, hatte Botaniker Pascal Danthu in Antananarivo vorausschauend gemeint: der hohe Salzgehalt im Boden, die zunehmende Trockenheit und die in Meeresnähe sehr starken Winde.

Jedenfalls wirkt die Landschaft wie von den Brüdern Grimm entworfen. Wieder fehlen mir die Kinder auf dieser Reise. Einmal sehen wir einen hohlen Baobab mit vier Fensterlöchern und einem Türeingang. Wer mag dort wohnen? Eine Hexe? In ewigem Warten auf Hänsel und Gretel? Irgendwo treffen wir dann eine Japanerin. Sie fotografiert Zwerg-Baobabs, gewissermaßen eine Bonsai-Version der *Grandidieri* von Bekonazy. Sprachlos starre ich auf die verkrüppelten Bäumchen. So viele Jahrhunderte, um so klein zu bleiben? Was mag Zanahary sich dabei bloß gedacht haben?

